

Reichtum in der Armut

Autor(en): **Brunner, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52
XV. Jahrgang
1925

Bern
26. Dezember
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Silvesterober.

Von Sophie Haemmerli-Marti.

Es Buggelfraueli, grau und alt,
Lauft zobe dur de Märliwald.
Es treit es Bürdeli, das isch schwer,
Und d'Täsche sind em alli leer.

„I ha mit vollne Hände g'ge,
Sie händ's nicht g'achtet, 's tuet mer weh.
Und mängem ha-n-i öppis gno,
Das drückt mi, i ha's nid gärn to!“

So chunt's a d'Tür und chlopset a.
Do fünd all Glogge z'lüte-n-a,
Und es verschwindt. — En Chranz im Hoor,
Stoht uf der Selle's jung Neujohr

Und lächlet: „Muetter, gruei du us,
Jeh bin ich do und teile-n-us.
's isch mängs parat für gros und chly,
's müend alli, alli z'friede sy!“

Reichtum in der Armut.

Von Fr. Brunner.

Draußen im Armenquartier, weitab von der Stadt und ihrem Lärm, hat der Storch gestern Besuch gemacht.

Das ist eigentlich nichts Neues, tut er es dort doch jeden Monat ein- oder gar zweimal. Aber daß er ausgerechnet jedes Jahr so acht oder zehn Tage vor Weihnacht immer bei Friedlis Einfuhr hält, das kommt vielen Leuten doch bald zu bunt vor. Nicht denen im Armenquartier, die würden staunen und allerlei vermuten, wenn es einmal nicht so wäre. Aber bei den Bessern, die aus der Stadt kommen, um die Armen zu unterstützen, bei denen regt man sich darüber auf.

„Grüß Gott, Frau Friedli“, heißt es da, „ich habe im „Anzeiger“ gelesen, daß es wieder einmal vür ist und Ihr ein Meitschi mehr habt. Da bring ich Euch ein paar Windeln mit, werdet sie wohl nötig haben bei der schlechten Jahreszeit. Ihr solltet's aber nicht immer auf den Winter richten, das ist für Euch doch gewiß recht unkommod.“

„Ja, das ist's wohl“ — antwortet die blasse Frau im Bett mit ruhiger Stimme — „aber den Kalender kann ich nicht ändern und das Zweitjüngste ist ja bereits vor acht Tagen jährlig geworden.“ — „Ja, wenn Ihr so rechnet, wenn Ihr meint, eher müsse der Dezember im Kalender fehlen als der Säugling in dem Schoß in jedem Jahr, da wird Euch Eure Stube wohl bald zu klein werden. Hm — mich dünkt's — Frau Friedli — dies dürfte jezt das Letzte sein!“ —

Nach ein paar weitem unbedeutenden Worten wird das kleine Päcklein aufs Bett gelegt, und die Spenderin zieht

ab. Sie fühlt sich erleichtert und befriedigt, daß sie nun das Veräumte vom letzten Jahr nachgeholt und das wichtige Wort zu der Wöchnerin gesprochen hat.

Sobald der Besuch verschwindet, drückt die Mutter ihr rosiges Kindlein an die Brust. Gar mancherlei Gedanken wogen da drinnen auf und nieder, und in den treuen Mutteraugen schimmerts feucht. Doch das kleine, angeschmiegte Lebewesen bringt Frieden in den wehen Kampf. Die große, starke Liebe der Mutter zu ihrem Kindlein verdrängt jede andere Empfindung; der neue Besitz macht sie glücklich. —

Draußen in der Küche hantiert das Älteste, ein zwölf-jähriges gesundes Mädchen, geschickt am Herd und richtet das Mittagessen; das Zweite klappert mit Löffeln und Gabeln und deckt den Tisch. Der zehnjährige Hans ist bereits unterwegs mit dem „Mittag-Körbli“ und bringt dem Vater das Essen auf den entfernten Arbeitsplatz. — Am fröhlichen Bauldern, das aus der Küche in die Stube dringt, merkt die Mutter, daß die fünf kleinern schon am Tische sitzen und auf das Essen warten. Rösi, die Älteste, hält sie gut in der Zucht. — Drinnen ist ja die Mutter krank im Bett und schläft vielleicht das liebe neue Schwesterlein! Und der jährige Bubi darf auch nicht aufgeweckt werden, für den hätte sie jezt keine übrige Zeit. Nun, der hat ja seine Sache und soll schlafen. — —

Da klopft jemand an die Tür und ohne auf Antwort zu warten, tritt die Armenpflegerin ein. Das ist so der Brauch im Armenquartier und hat natürlich seine Gründe.

„Grüß Gott, Frau Friedli“, sagt sie und tritt ans Bett. „Wie geht's euch beiden?“ — „Danke, recht gut,“ flüstert die Mutter. Sie weist auf die zwei schlafenden Jüngsten, auf das neben ihr und auf das in der Wiege, damit der Besuch die allzu laute Stimme etwas dämpfe.

„Sie sind mir aber zu früh ins Bett gekommen“, fährt die gestrenge Frau fort, „die Wöchnerinnensuppe ist noch nicht frei. Heute hat sie Frau Lang den letzten Tag und morgen kommt erst die Frau Grünig an die Reihe. Sie ist zwar gestern schon das erstemal aufgestanden, aber die Suppe muß sie gleichwohl noch acht Tage lang haben, das ist so im Reglement. — Die Frau Friedli erwidert ruhig: „Das mache doch nichts, ihr Kösi könne ihr gewiß auch eine ganz gute Brödlisuppe kochen, es sei darin schon gar ein geschicktes. Ich kann also ganz gut auf die Suppe verzichten.“

„Nein, nein“, eifert nun die Armenpflegerin, „jede Wöchnerin im Quartier soll die Suppe bekommen. Jetzt erhält sie also von morgen an die Frau Grünig und bis in zehn Tagen ist dann die Reihe an Euch. Die kräftige Suppe wird euch auch dann noch wohlbekommen. — Ihr hättet halt nicht so pressieren sollen; der Bub ist ja gewiß kaum zehn Monat alt, oder?“ —

„O nein, werthe Frau“, antwortete ihr stolz die Mutter, „mehr als jährlich ist er und laufen kann er auch schon ganz allein.“ —

„So — so! Ja aber wißt Ihr, so alle Jahr Eins, das ist halt doch zu viel für arme Leute; ich hoffe zu Eurem Besten, daß dies da das Jüngste bleiben werde. Man muß doch auch den Verstand walten lassen, besonders in so schweren Zeiten, wie sie jetzt sind. — Sagt das Eurem Mann, Frau Friedli. — So, jetzt muß ich gehn; Ihr könnt dann noch ein Kind zu mir schicken heut Nachmittag, um Milchfärltli zu holen. Behüt Euch Gott und macht, daß Ihr bald wieder auf die Beine kommt.“ — — —

Ja, gut wäre es schon, wenn das Neugeborene da neben ihr das Jüngste bliebe. So denkt auch Frau Friedli heute und so hat sie schon vom vierten Kinde weg jedesmal gedacht, wenn wieder eines zur Welt kam. Jetzt hat sie dem Zehnten das Leben geschenkt. — Sie sind alle gesund, gottlob, und machen ihr Freude und das Kleine da, das liebe Ding, das wird nun wohl das Letzte sein — so hofft die Mutter von neuem. —

Gegen Abend klopfte wieder an die Türe, diesmal ziemlich schüchtern. Von den Kindern ist im Moment keines da, um Bescheid zu geben. Frau Friedli zaudert. Da klopfte's nochmals. — „Wer ist's?“ fragt sie. — „Nur mich“, antwortet eine schwache Frauenstimme und leise geht die Türe auf. — „Ja, ist das wirklich Euch, Frau Grünig? Kommt nur herein, Ihr wollt doch unser Meiti auch sehen; so groß wie Euer Bub ist's aber nicht.“ —

Die etwas blasse Frau geht ans Bett, grüßt, fragt wie's gehe, und schaut sich das Kindlein an.

„Ein herziges ist's, und was das für schöne Neuglein hat“, sagt sie und kann nicht aufhören, das kleine Wesen anzustarren. Merkwürdig! Eben kommt sie doch von ihrem zehn Tage alten Buben weg, und nun schaut sie hier das einen Tag alte Kindlein an, als ob sie noch nie so etwas so Wunderbares gesehen hätte. — „Ach, ich hätte auch so gerne ein Mädchen gehabt zu unsern vier Buben; nun ist's

halt wieder ein Bub und so ein wilder Bengel schon; er schreit ganze Nächte durch.“ Sie sagt dies mehr zu sich selbst als zu Frau Friedli, an welche sie erst jetzt sich wendet: „Ich komme eigentlich wegen der Wöchnerinnensuppe. Man hat mir heute gesagt, daß ich sie von morgen an bekommen werde. Mir scheint das etwas dumm; was brauche ich — — —“ „Ja doch“, unterbricht sie Frau Friedli, „Ihr müßt sie nehmen, Euch gehört sie jetzt. Ein wenig fatal ist's, daß man sie erst bekommt, wenn man schon wieder aufstehen kann; aber so ist's, wenn innert vierzehn Tagen drei Frauen ins Wochenbett kommen. An drei Orten aufs Mal mag das eine Schüsseldchen Suppe natürlich nicht langen.“ —

„Ja“, erwidert Frau Grünig, „die Armenpflegerin hat sich deshalb bei mir so quasi entschuldigt. — Aber ihr Frauen, sagte sie dann noch, solltet euch halt mit dem Kinderhaben etwas geschickter einrichten.“ — —

„Man muß sie reden lassen; aber wie gesagt, Frau Friedli, schickt Euer Kösi morgen, daß es die Suppe bei mir holt, ich tu's nicht anders. Die Armenpflegerin braucht's gar nicht zu wissen bis die zehn Tage herum sind; bis dann, wer weiß, kommt wieder eine andere an die Reihe. — Jetzt muß ich zu meinem Buben, der hat Hunger, ich spür's.“ — Im Hinausgehen sagt sie nochmals, fast bittend: „Nicht wahr, Ihr schickt mir's Kösi morgen, sonst bring ich Euch selbst die Suppe.“

Die Gute, mit ihren vier Kindern kommt sie sich als materiell viel besser gestellt vor als ihre Nachbarin, die zehn Kinder am Tisch hat und deren Mann sehr oft ohne Arbeit und Verdienst ist. Nein, nein, die Krankensuppe würde ihr nicht munden, wissend, daß die viel ärmere Frau Friedli ihretwegen noch keine bekommen kann. —

Auf der steilen Holztreppe begegnet sie Kösi, welches Milch und Brot nach Hause bringt.

„Morgen mittag holst du die Suppe für die Mutter bei mir, vergiß es nicht, Kösi.“

„Ja, am Mittag kann ich doch nicht davonlaufen, da hab ich grad am meisten zu tun vom ganzen Tag; aber ich will Euch den Hans schicken, Frau Grünig, er muß morgen nicht mit dem z'Mittag zum Vater. Und ich danke Euch recht, ich bin so froh für die Mutter, wenn sie die Krankensuppe bekommt; so gut könnt ich sie doch nicht kochen.“ —

„Aber die Mutter rühmt dich, das ist die Hauptsache, und die ganze Nachbarschaft freut sich an dir, was du für ein tapferes Hausmütterli bist.“

Mit diesem verdienten Lobspruch verabschiedet sich die Nachbarin und Kösi geht mit frohem Sinn in die Küche, um das Nachtessen zu bereiten.

Im Zimmer fängt das Kindlein neben der Mutter leise zu wimmern an.

„Hast auch Hunger, du Liebes, Kleines; komm zu mir, komm.“ Gachte legte sie's an die Brust. — Das winzige Mündchen sucht und findet und das rosige Köpfchen bettet sich ein in die warme, weiße Mutterbrust. Mit inniger Befriedigung fühlt die Mutter, wie ihr Kindlein trinkt. Körperliche Schmerzen sind ihr Nebensache jetzt. — Mein Kindlein hat Nahrung, mein Kindlein wird gedeihen — das ist die große Freude, die aus ihren Augen leuchtet. — — —

Feierabend ist da. Die zwei ältesten Mädchen bringen die jüngern Geschwister zu Bett. In der Küche räumt Hans

den Tisch ab und deckt frisch auf für den Vater. Vater kommt immer spät und müde heim von dem weiten Arbeitsplatz, da ist er froh, wenn er gleich hinsitzen und essen kann.

Die Mutter sieht vergnügt ihren Mädchen zu, wie sie eins ums andere von den Kleinen aus den Kleidchen schälen, bis daß sie endlich alle sechs im Hemdchen vor dem Bette stehen, um „Gute Nacht“ zu sagen. Auch das neue Schwesterlein möchten sie küssen, aber die Mutter erlaubt es nicht. „Bist, bist, es schläft, dürst mir's nicht aufwecken.“ Aber sehen wollen sie's, nur sehen — ja — so. Die Größern stehen auf die Fußspitzen und die Kleinen lassen sich hoch heben von den großen Schwestern. Das achtfährige Anneli flüstert der Mutter ins Ohr, ob es nicht das neue Schwesterlein anrühren dürfe; nur ganz leicht mit dem kleinen Finger, es werde gewiß nicht aufwachen davon.

„Nun denn“, erlaubt schließlich die Mutter, „aber ja nicht das Gesichtlein anrühren, nur ganz fein die kleinen Häustchen.“

Jetzt kommt auch Hans aus der Küche zur Mutter und eines nach dem andern berührt nun sachte die winzigen Händchen des kleinsten Schwesterleins. Raum zu atmen wagen die neun Geschwister, bis daß sie alle, vom Ältesten bis zum Jüngsten, dem schlafenden Kinderlein die äußerst vorsichtige Liebesbezeugung dargebracht haben. „Heidi“, soll es heißen, das liebe Schwesterlein. — — —

Eine Weile noch hört die Mutter ihre Kinder in der anstößenden Kammer flüstern. Heidi, Heidele, ist das letzte Wort und dann wird's plötzlich still; sie schlafen und wissen gottlob nichts von Leid und Not. — — —

In der Stube steht nun der Vater am Bett und schaut auf seine beiden Lieben.

„Grüß dich, Mutter, wie geht's, ist sie lieb die Kleine? — Denke dir, ich habe den Armenarzt angetroffen unterwegs und habe ihm natürlich gerühmt, wie's bei uns daheim steht. Aber das ist ein merkwürdiger Rumpen, der Doktor. Statt daß er sich freut, wenn wieder ein gesundes Menschenkind zur Welt kommt, so küßt er und schluckt und bringt endlich heraus, das sei eine völlige Epidemie im Quartier, man werde bald nicht mehr wissen wohin mit den Füßen vor lauter Kinder. — Ich habe gelacht und gesagt, das komme halt von der guten Luft und da hat er gemeint, so lang man noch so viel anderes zum Leben nötig habe als nur gute Luft, erscheine ihm die Sache nicht halb so lächerlich. Er muß schlechter Laune gewesen sein, der Doktor, oder er vergönnt uns am Ende gar das liebe kleine Heidi.“

„Ja“, erwidert ihm seine Frau gelassen, „wenn man nur so zwei oder drei haben müßt wie diese Herrenleute, das wär halt zu schön für uns. Aber in Gottesnamen, man nimmt, was er einem schickt und anvertraut.“

„Du wirst doch nicht etwa reuig sein, daß wir so manches haben? Sie sind doch alle gesund und hübsch;



Kaufmann: Neujahrstag eines Junggesellen.

mancher Stadtherr wäre stolz, wenn seine Frau ihm solche schenken würde. — Es wird noch manches hin und her geredet vor dem Schlafengehn. Unter anderm sagt Friedli zu seiner Frau, daß die Arbeit über Weihnacht und Neujahr wahrscheinlich eingestellt werde, weil es mit dem Wetter sehr ungünstig sei; doch gebe es vielleicht einen Haufen Schnee und das bringe auch wieder Verdienst. — Und den schönsten Weihnachtsbaum bring ich dir heim aus dem Wald, viel schöner noch als letztes Jahr. Weißt du noch, wie die Kleinen letztes Jahr gesungen haben:

Oh du fröhliche, oh du selige
Knabenbringende Weihnachtszeit!

Da lacht die Mutter. — Ja ja, drei Jahre nacheinander hat uns die Weihnachtszeit Knaben gebracht, diesmal ist's aber ein Mädchen, das uns der liebe Gott gnädig geschenkt hat. Da werden die Kinder das schöne Lied ganz gewiß richtig singen. —

Am Weihnachtsabend ist die Mutter wieder aufgestanden und mitten unter ihrer fröhlichen Kinderchaar. Vater hat das schönste Tannenbäumchen heimgebracht und die paar Lichtlein, die dran glitzern, verwandeln die Stube in eine Kapelle. Nahe dem Weihnachtsbaum liegt als schönstes Geschenk für alle das schlafende Schwesterlein in der Wiege. Sehnsüchtig erwarten die Geschwister sein Erwachen. Da, welche Freude, schlägt es die Neuglein auf, so

groß, daß der Kerzlein Glanz sich auf dem blauen Grunde widerspiegelt. — Ein freundliches Nicken von der Mutter und dann tönte aus jedem Mund, der singen kann:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit;
Welt ging verloren, Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!

Geld und Geist,

Ein Mundartschauspiel von Simon Gfeller.

Zu den Berner Aufführungen des Heimatschutztheater-Spielvereins.

Die Klage „Wir besitzen kein Nationaltheater, keine einheimischen Schauspieler und kein schweizerisches Drama“ hat heute nur mehr relative Geltung. Wir Berner zum Beispiel, die wir jeden Winter im Schänzlietheater die gediegenen Aufführungen der Heimatschühler genießen können, empfinden den Mangel eines national gerichteten Theaters kaum mehr. Und wer etwa bisher die Hoffnung auf ein richtiges, der Kunstkritik standhaltendes Mundartdrama unglaublich belächelt hat, der hat es letzte Woche im Schänzlietheater oder im Stadttheater erfahren können, daß das schweizerische Drama bereits existiert. Simon Gfellers „Geld und Geist“ ist zum mindesten ein Anfang dazu. Wenn wir darunter ein Schauspiel verstehen, das aus schweizerischem Gemüt heraus empfunden und aus schweizerischem Sprachgut aufgebaut ist, dann ist „Geld und Geist“ das Drama, auf das wir gewartet haben, das Bühnenstück, das mit dem strengen Kunstmaßstab gemessen werden darf und das zugleich den Schauspielern, die sich ernsthaft und mit zulänglichen Mitteln darum mühen, den verdienten Bühnenerfolg garantiert. Unsere Hoffnung darf sich nun darauf richten, daß das Beispiel Nachahmung finden werde. Dann dürfen wir der Entwicklung des „Schweizerischen Nationaltheaters“ getrost ins Auge schauen.

Simon Gfeller hat uns mit seinem neuesten Mundartschauspiel bewiesen, daß der Mundartdichter wohl imstande sein kann, ein Bühnenkunstwerk zu schaffen, wie irgend ein Dichter der Schriftsprache. Daß er die subtilsten und tiefsten Seelenprobleme zu gestalten weiß, so gut wie dieser. Freilich wird das Mundartdrama mit seinem kleinen Wirkungsradius immer von seinem vornehmen Verwandten, dem in die Schriftsprache gekleideten Bühnenstück, in die Ecke gedrängt werden. Aber aus ihm wird das schweizerische hochdeutsche Drama herauswachsen, das sich seinen Platz in der allgemeinen deutschen Literatur zu sichern wissen wird.

Gfeller muß seinen Ruhm als Dichter diesmal noch mit Gotthelf teilen. Ungeschmälert bleibt ihm das Verdienst, einen hochwertigen dramatischen Stoff an einem Ort gefunden zu haben, wo ihn vorher niemand suchte, und das tadellose dramatische Kleid geschaffen zu haben. Solange aus Gotthelfs Werken noch solche Schätze zu heben sind, solange braucht er nicht Erfinder und darf er Finder sein. Shakespeare hat doch die schönsten seiner Stoffe auch so „gefunden“.

Gibt es einen an Möglichkeiten zur dramatischen Entwicklung seelischer Schönheiten reicheren Stoff als der Konflikt zwischen der kindlichen Liebe und der Liebe zur aus-

gewählten Braut. Resli, der junge Liebiwil-Bauer, muß sich entscheiden, ob er die geliebten Eltern nach dem brutalen Willen des geldgierigen Dorngrütt-Bauers aus dem



Anneli.

Annelisi.

Christen.

Haufe vertreiben, oder ob er die Braut fahren lassen will. Man weiß, wie Gotthelf in seiner Erzählung dem Problem die farbenreiche seelische Umhüllung gegeben hat. Die Frage stellt sich nämlich für Resli nicht so einfach. Er hat von Annemarelli, als sie ihn pflegte, Liebe erfahren. Und sie ist selber liebenswert; sie ist eine jener stolzen, innerlich und äußerlich tüchtigen, in all ihrem Tun und Denken treue Bauerntochter, wie Gotthelf sie mit künstlerischer Inbrunst himmelt, eine geistige Schwester von Elsi, dem seltsamen Magd. Annemarelli hat viel Liebe zu gut, denn ein hartes Geschick hat ihr den schlechtesten Vater geschenkt, den die Natur ausdenken kann, und eine Mutter, in der die Liebesflamme kläglich erloschen ist. Das muß Reslis Mitleid wecken und seine Ritterlichkeit anspornen. Und wiederum entzündet sich sein Begehren an der stolzen Schamhaftigkeit, die es der reichen Bauerntochter unmöglich macht, dem Geliebten ohne Brautgut ins ersehnte schöne Liebiwil-Heim zu folgen. Ihre Standhaftigkeit im Festhalten am überlieferten Gefühl muß sie dem Bauernsohn, der in der gleichen altadeligen Bauerntadition wurzelt, doppelt liebenswert erscheinen lassen.

Dieses Zusammenspiel seelischer Kräfte, das ein düsteres Schicksal zum tragischen Konflikt schürt, birgt die wertvollsten künstlerischen Spannungswirkungen. Zunächst hat das Liebeschifflein die Kellerjoggi-Klippe zu umschiffen. Der Auftakt der Handlung ist in heiterem Humor gehalten. Der Dramatiker tut da Wertvolles aus Eigenem hinzu. Wir denken an den fröhlichen Einfall: „d'Fähre wott morle, d'Mähre wott forle, d'More wott färle“ und an die nachfolgende Mundverrenkung der Wirtin. Diese heiteren Lichter urchigen Humors tun dem ersten Stüde wohl. Sogar der unsaubere Kellerjoggi strahlt in dieser Beleuchtung.

Der zweite Akt deckt als wirksamer Kontrast den Abgrund auf, der die Liebenden von ihrem erträumten Glücke trennt. Der Böse geht in Michel, dem Dorngrüttbauer, leibhaftig um. Er flucht, wirft mit spitzen, giftigen Worten um sich und fuchelt drohend und unheilverheißend mit den Fäusten herum. Wie Resli sich auch müht, mit Entgegenkommen die Brücke über den Abgrund zu schlagen, um die Geliebte herüber zu holen, der Dorngrütter stößt ihn mit boshaftem Spott und brutaler Grobheit immer wieder zurück.

Prachtvoll herausgearbeitet wird im dritten Akt die Kontrastidee „Geld und Geist“ durch die Gegenüberstellung der beiden gegensätzlichen Familien in der Liebiwil-Stube.



Dorngrütt-Michel.